

Kein Werturteilsstreit beim Soziologentag

Fragmentiertes Bewundern sozialer Vielfalt: Die Disziplin zerfällt in einzelne Studien, oft zu lokalen Phänomenen, und ein professionelles Selbstbewusstsein ist nur noch schwer zu finden.

Es fing alles mit Streit an. Als die deutschen Soziologen sich am 19. Oktober 1910 in Frankfurt zur ersten Jahrestagung ihres soeben gegründeten Verbandes trafen, war es zunächst Streit ums erste Rederecht. Georg Simmel und Ferdinand Tönnies, die einander nicht leiden konnten, beanspruchten es beide. Max Weber hatte die Lösung: Simmel sprach am Vorabend, passenderweise zur „Soziologie der Geselligkeit“, Tönnies eröffnete die offiziellen Sitzungen. Die endeten mit einem Eklat, als Tönnies einen Redner mit Hinweis auf die Satzung der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ (DGS) unterbrach, deren erster Paragraph auf Drängen des werturteilsempfindlichen Weber jede politische Propaganda in Vorträgen untersagte.

Beim diesjährigen Jubiläumskongress der Soziologen in Frankfurt, der unter dem Titel „Transnationale Vergesellschaftung“ stattfand, erinnerte Rainer M. Lepsius, der Doyen des Faches, auf heiter-belehrende und sehr gewinnende Weise an diese Gründungsstände der Fachgesellschaft. Man hätte ihn danach, wenn es nicht der Respekt verböte, am liebsten durch ihre heutigen Sitzungen geschickt. Mit einem Werturteilsmessgerät, einem Propagandameter. Denn die Lage der Disziplin, die sich während eines solchen Riesenkongresses mit Hunderten von Vorträgen zeigt, ist durch ihren Abstand von solchen älteren Einstellungen gekennzeichnet.

Da sind zum einen die vielen Werturteilsempfindlichen. Ob es um Migranten geht, um Hartz IV-Empfänger oder um Jugendliche – die Soziologie zeigt sich als daumendrückende Disziplin. Der Witz, den der amerikanische Soziologe Michael Burawoy machte, in seiner Heimat verwechselten Politiker Soziologie mit Sozialismus oder Sozialhilfe, war insofern ungewollt komisch: denn hier tun die viele Soziologen selber. Stefan Lessenich (Jena) etwa steuerte zu einer Vortragsrunde mit kritischen Krisendiagnosen eine Auflistung aller Vorträge bei, die der „Bourgeois“ heute gegenüber der „Versorgungsklasse“ habe. Gemeint sind Zuwendungsempfänger aus den Wohlfahrtssystemen, die sich jetzt also schon als Klasse angesprochen fühlen dürfen. Lessenich machte sich zum Verteidiger dieser bunten Gruppe – Rentner, Kranke, Mütter, Väter, Arbeitslose, Sonderforschungsbereiche – gegenüber dem Ansinnen, man könne auch selbst etwas für sein Lebensglück tun. Schon die Riemer-Rente hielt er für einen abgefeimten neoliberalen Schachzug, weil nun jeder, der nicht fürs Alter spare, Vorwürfen ausgesetzt sei. Geforscht haben muss man für solche Urteile nicht, es sind politische.

Mitunter schlägt die Wertungsfreude auch in die Methode. Dann kommt es beispielsweise zu Vorträgen über Finanzmarktakteure, in denen mitgeteilt wird, dass es sich dabei um eine Art Mafia handelt. Kann sein, oder auch nicht. Die Empirie dazu bestand weitgehend aus Zeitungsausschnitten. Jürgen Beyer (Hamburg) plauderte über die Immobilienkrise und Betrugereien im Investmentbanking, als wisse er, wer sich da mit wem in welcher Absicht zum Abendessen getroffen hat. Die These seines Vortrags war, der Markt sei gar nicht so anonym, wie immer getan werde. Dem kann man beipflichten. Doch ist die Finanzklatschpresse als Beweisgrundlage dafür wenig informativ, weil sie als Presse natürlich gern personalisiert. Und da man für einen Betrug auch Betrogene braucht, lief die Krisenerklärung auf „Dummheit“ hinaus. Wie eine Bank oder Börse sozial funktioniert, wird man von einer Soziologie, die es schon aus der Zeitung weiß, nicht erfahren.

Legenden der Globalisierung

Es war in der gleichen Sitzung Renate Mayntz (Köln) vorbehalten, auf die immensen Schwierigkeiten hinzuweisen, die Banken und Börsen selber damit haben, sich transparent zu sein. Krisenerklärungen aus unangenehmen Eigenschaften des Personals verbieten sich, weil nicht einmal die Eigenschaften der Krise begriffen seien. Ähnlich aufklärend wirkte der – allerdings schon publizierte – Vortrag von Michael Hartmann (Darmstadt), der die Legende von den kosmopolitischen Eliten im Unterschied zum lokalen Normalvolk attackierte.

Hartmann hat sich die Herkunft von Vorstandsmitgliedern der größten Unternehmen angeschaut und ist weltweit auf denkbar wenig Ausländerfahrung gestoßen. Das Spitzenpersonal macht

nach wie vor nationale Karrieren, die entweder vom Bildungssystem oder dem Firmenstil (Hauskarriere) geprägt sind. Offen blieb dabei, ob der Kosmopolitismus der Eliten nicht mehr als eine Frage der Herkunft eine ihrer mentalen Angleichung an ein weltweites Spitzenkraftgetreide ist, das auf Dienstreisen und durch das Anhören von Vorträgen erworben wird. In diesem Sinne war der Vortrag von Craig Calhoun (New York) zu verstehen, der nun seinerseits nicht mit Werturteilen des Jetsets, jedenfalls des nichtsoziologischen Jetsets sparte.

Oder nehmen wir das Thema ethischer und religiöser Konflikte. Ein voller Saal hörte jeweils Ferdinand Sutterlüthy (Frankfurt) und Janine Dahinden (Neuchâtel) zu, die Studien zu Vorurteilen gegenüber Muslimen vortrugen. Die Deutschen, so Sutterlüthy, redeten dabei so, als seien sie untereinander verwandt und müssten sich als Verwandtschaftsgruppe gegen Türken behaupten. In der Studie aus Neuchâtel waren Jugendliche unter anderem gefragt worden, wie sie es fänden, wenn ihre Geschwister einen muslimischen Partner heiraten würden. Die Antwortmöglichkeit „kommt auf die Person an“ gab es nicht, also fanden es die Schweizer pauschal gar nicht weiter bedenklich. Nur dass sie eine Heirat mit einem Italiener oder Juden pauschal noch unbedenklicher fanden, was wiederum die Studie bedenklich fand.

In beiden Fällen kam aber weder bei den Autoren noch im Publikum auch nur die Frage auf, wie es denn umgekehrt mit den mythischen Verwandtschaftsgefühlen und der Unbedenklichkeitserklärung für Heiraten über die Religionsgrenze hinweg bei den muslimischen Jugendlichen aussieht. Das Vorurteil scheint in Kraft, dass Minderheiten selber keine Vorurteile haben und dass man nicht einmal die Gegenprobe machen muss. Die Schweizer Studie zeigt überdies, wie man „ethnische Kategorisieren“ in die Leute geradezu hineinfragen kann. Was soll man denn daraus schließen, wenn einer allen Ernstes ankreuzt, er fände es „sehr gut“, wenn sein Bruder eine Italienerin heiratete? Untersuchungen dieses Typs sollten unbedingt auch noch ermitteln, ob es die Befragten doppelt so gut fänden, wenn der Bruder zwei Italienerinnen heiratete.

Sagen von GraffitiSprayern

Neben der Wertungsfreude und dem Verwechseln von Methode mit sozialer Wirklichkeit ist ein drittes Merkmal der gegenwärtigen Soziologie ihr eigenartiges Verhältnis zur Vergangenheit des Faches. Pierre Bourdieu hat einst gefordert, es solle sich nur zu Wort melden, wer sich das kollektive Wissen der Disziplin angeeignet habe. Von einem solchen Bewusstsein erreichter Standards ist die Soziologie einerseits weit entfernt, weil zum Vortrag auf Soziologentagen inzwischen praktisch jeder zugelassen wird, der an einer Qualifikationsarbeit sitzt. Darin läge gar kein Problem, wenn nicht die besinnungslose Graduiertenförderung dazu geführt hätte, dass Hunderte junger Leute, die sich mit fast wahllos ergriffenen Spezialthemen befassen, die sie für die ihnen halten, ohne jeden Bezug zu allgemeinen Forschungsfragen einfach nur Kenntnisse anhäufen.

Die Soziologie zeigt sich hier als Parasit der sozialen Differenzierung. Jedes Submilieu, jedes Ding und jede Handlungsart erhält inzwischen einen eigenen Soziologen, der über sie schreibt. Entsprechend kann man auf Soziologentagen Aberdutzende von Vorträgen mit vollkommen von aller anderen Soziologie isolierten Studien hören – etwa über GraffitiSprayer in Sachsen und dem Elsass, die Geschichte des Crashtests, das Museum am Checkpoint Charlie, die Fans der Musikrichtung „Hardcore“ oder „Transnationale Online-Kommunikation über den Fall John Demjanjuk“.

Hans-Georg Soffner (Essen) hatte in seinem Eröffnungsvortrag völlig zu Recht betont, wie wenig von einer Soziologie zu halten wäre, die zur Kulturwissenschaft würde, also zum theorieleeren und fragmentierten Bewundern sozialer oder historischer Komplexität. Was überdies aus Leuten werden soll, die fünf Jahre ihres Lebens auf die Erschließung einer fast problemlosen Empirie verwenden, mit der danach nie wieder jemand etwas anfängt, ist eine verantwortungsloserweise ungestellt bleibende Frage.

Auch die Frage nach den Standards richtet sich nicht an den Nachwuchs. Sondern an die Arrivierten, die jeder Diskussion, worin Standards bestehen könnten, aus dem Weg gehen. Es wird praktisch nichts mehr negiert, außer dem Neoliberalismus, aber der war ja recht eigentlich auch kein soziologischer Theorievorschlag. Deshalb kann auch so gut wie alles noch einmal diskutiert werden. Es gibt in diesem Fach derzeit keinen Stand der Erkenntnis. Die Streitlust der Altvordenen wirkt insofern tatsächlich überholt. Denn wozu streiten, wenn schon aus Gründen der Inklusion am Ende doch alles durchgeht? Die Tagung über transnationale Vergesellschaftung war insofern auch eine über disziplinäre Vergemeinschaftung. JÜRGEN KAUBE



Melancholiestütze: Die Geschichte, Klio, schreibt auf dem Rücken von Saturn in Cesare Ripas „Iconologia“ von 1603. Foto Archiv

Das „aber“ des Spezialistentums

Heinz Dieter Kittsteiners Torso als Stachel im Fleisch der Geschichtswissenschaft

Für leidenschaftliche Naturen der Wissenschaft kann „De mortuis nil nisi bene“ kein Verhaltensmaßstab sein. In ihrem Olymp gilt es, als Zielscheibe oder Pfeil der Kritik zu jublieren. Es gibt wohl kaum jemanden, der dieses Lebenselixier der Forschung so freigebig ausgeteilt, niemanden, der es so begierig aufgesogen hat, wie Heinz Dieter Kittsteiner. Daher luden Reinhard Blänkner und Alexander Lahl zum kritischen Fachgespräch mit einem durch sein jüngstes Buch äußerst präsenten Toten nach Frankfurt (Oder), in Kittsteiners akademische Heimat. Vor gut zwei Jahren war er schlagartig aus einem ebenso faszinierenden wie ehrgeizigen historiographischen Projekt gerissen worden, wie es sich nur ein Wissenschaftler vom Typus eines Privatgelehrten hatte ausdenken können.

Er wollte der Moderne auf den Grund gehen, die deutsche Geschichte zwischen den Katastrophen der beiden Dreißigjährigen Kriege (1618 bis 1648 sowie 1914 bis 1945) nicht nur beschreiben, sondern erkennen, bei aller historiographischen Vertiefung Gedankenexperimente wagen, wie sie in seinem dreistufigen Modell aus Stabilisierungsmoderne, Fortschrittmoderne und heroischer Moderne zum Ausdruck kommen. Kittsteiner versetzte die Feststellung seines Lehrers Reinhart Koselleck von der Theoriebedürftigkeit der Geschichte in permanente kreative Unruhe. Eher angewidert von den wie Pilze aus dem Boden schießenden Grundrissen und Handbüchern zur Deutschen Geschichte, die sich kaum voneinander unterscheiden, hat Kittsteiner seine Gesamtdarstellung philosophisch grundiert. Aus den gedanklichen Kraftfeldern, wie sie Hegel, Cassirer, Benjamin, Marx, Heidegger und viele andere ausgebreitet haben, schöpfte er auch in seinem letzten Buch eine Souveränität, die es ihm erlaubte, Lücken auszuhalten und Pointierungen zu setzen, zwischen den Ebenen anschaulicher Leidenschaftsschilderung und konventioneller Politikgeschichte zu wechseln sowie eine Mentalitätsgeschichte von unten mit einer Ideengeschichte von oben zu verknüpfen.

Bei Kittsteiner ergibt sich historische Wahrheit nicht aus blutleerem Überblick, vielmehr ist sie oft Resultat von Akzentuierungen im Detail, die manchmal willkürlich anmuten: Sie gelingen aber immer dann, wenn ihnen als symbolische Kraft ein Pars pro Toto eingeschrieben ist, so dass das Übergreifende fassbar werden kann. Sein Dreistufenmodell, das den narrativen Fluss der Darstellung weit weniger beeinträchtigt als das Kategorien-Kleeblatt in Hans-Ulrich Wehlers Gesellschaftsgeschichte, hat eine längere Vorgeschichte. Es ist Ergebnis seiner bis 1993 zurückreichenden Vorlesungstätigkeit zur vergleichenden europäischen Geschichte an der Viadrina. Erst jetzt ist mit „Die Stabilisierungsmoderne. Deutschland und Europa 1618–1715“ der erste Teilband erschienen, der wohl der einzige bleiben wird (siehe F.A.Z. vom 2. Oktober). Wenn es auch eher zweifelhaft ist, ob das Werk im vollendeten Zustand nahegelegt hätte, es zu anderen Dreierfiguren geschichtlichen Denkens, wie dem Dreistadiengesetz eines Comte oder der triadischen Struktur in Foucaults „Die Ordnung der Dinge“, in Beziehung zu setzen, wollte Kittsteiner aufs Ganze gehen, stellte er sich Fragen, die die meisten deut-

schen Historiker inzwischen als esoterisch ad acta gelegt haben. Die Frage, warum die Deutsche Geschichte so verunglückt ist, ließ ihn nicht los.

Der einen Angstbewältigung ist der anderen Angst

Das Buch kann für sich gelesen werden oder als Bestandteil einer weiter ausgreifenden Geschichtstheorie. Welcher Blickwinkel soll aber der dominante sein? Soll es darum gehen, die Zeit, über die Kittsteiner schreibt, besser zu verstehen, oder darum, die Ideen eines geschichtsphilosophischen Autors zu rekonstruieren? Da sich in Frankfurt (Oder) vor allem Historiker der frühen Neuzeit versammelten, war die Marschroute ziemlich rasch fixiert. Während Agnieszka Pufelska (Potsdam), aber auch Ludolf Kuchenbuch (Hagen) dafür plädierten, die Epoche des siebzehnten Jahrhunderts in den Dienst von Kittsteiners geschichtlicher Systematik zu stellen, hatten alle anderen die Absicht, die Aussagekraft der Darstellung als immanenten Forschungsbeitrag der

Neuzeit zusammen, was allein schon zeigt, wie anziehend die thematische Palette in Kittsteiners Werk ist.

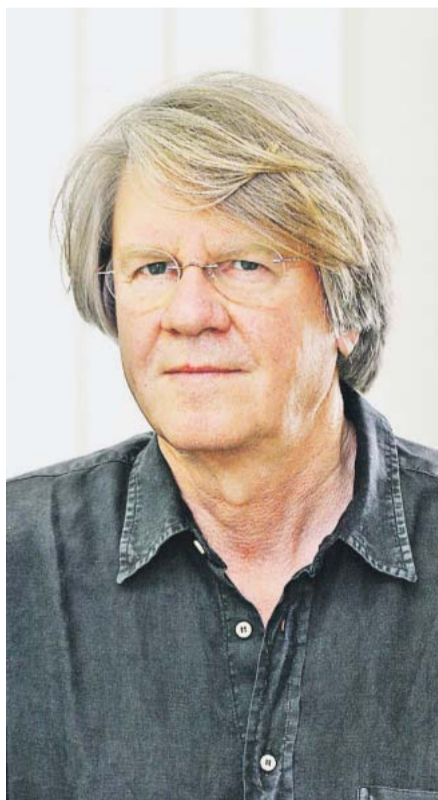
Wolfgang Behringer (Saarbrücken) stellte heraus, dass man die Stabilisierungsphase in der deutschen Geschichte viel früher ansetzen müsse. Mit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) habe für die deutschen Lande eine Friedensepoche begonnen, die immer noch länger gedauert habe als die Zeit vom Zweiten Weltkrieg bis zu unserer Gegenwart. Genauso wie im neunzehnten Jahrhundert die erotische Freiheitsallegorie im berühmten Gemälde von Eugène Delacroix aus der Julirevolution (1830) jedem Geschehen einen höheren Sinn verliehen hätte, habe es auch im siebzehnten Jahrhundert ikonische Geschichtszeichen gegeben, deren Interpretationspotential Kittsteiner kaum ausschöpft, so Hans Medick (Göttingen).

Gerd Schwerhoff legte dar, dass man magischen Techniken nicht gerecht würde, wenn man sie nur perhorresziert, sind sie doch von Menschen erfunden worden, um Angstzustände zu bewältigen. Kittsteiner verkenne die Modernität des Hexenglaubens als neues Paradigma des ausgehenden Mittelalters, wenn er ihn allein auf der Kehrseite der Menschheitsentwicklung verorte. Überhaupt verfehle eine historische Gesamtdarstellung ihr Ziel, wenn sie sich nicht ernsthaft auf die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der empirischen Befunde einlasse. Schnell herrschte Konsens darüber, dass die große Leerstelle in Kittsteiners Darstellung in der Ignorierung der Mechanismen der territorialen Verwaltung, der Behörden der Gerichtsbarkeit bestünde. So hätten der Inquisitionsprozess sowie die innere Staatsbildung die Hexenverfolgung wie deren Abschaffung möglich gemacht. Ein Rätsel blieb den Historikern, wie der Leitbegriff „Stabilisierung“ funktionieren kann, wenn staatliche Strukturen weitgehend ignoriert werden.

Geschichte für Hörer aller Fachbereiche

Karl Schlögel (Frankfurt [Oder]) hievte die Veranstaltung auf eine Philosophie und Geschichte vereinende Ebene. Der verstorbene Kollege war für ihn wohl stets zu sehr einem prozesshaften Zeitverständnis, einem begrifflich aufgeladenen Historismus verbunden geblieben, als dass er die Gleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, die Simultaneität der Geschehensabläufe konkret hätte abbilden wollen. Schlögel hingegen sucht nach Darstellungsformen, die dem Raum eine ebenso prominente Position in der Deutung zugestehen wie der Zeit. Dass hiermit so etwas wie die Quadratur des Kreises postuliert wird, räumte Schlögel ein, muss doch der Historiker als Erzähler beinahe zwangsläufig dem Sog des chronologischen Nacheinander erliegen.

Die Frage, durch welche Modi die Erzählung der spontanen Aussagekraft von Bild und Karte angenähert werden könne, stellte sich Kittsteiner nicht. Ihm genügte es, sich in seiner eigenen Bibliothek zu bewegen und den Vorhang zu einem Welttheater widerstrebender Schauplätze zu heben. In der Ungebundenheit des Erkundens, in kunstvollen Sprüngen, im freien Sichergehen im Stoff erkannte Schlögel in Kittsteiner einen Verbündeten im Geiste. Beide haben auf diese Weise eine Leserschaft an sich binden können, die über die Grenzen der eigenen Fachdisziplin weit hinausgeht. STEFAN LAUBE



Heinz Dieter Kittsteiner Foto Heide Fest

frühen Neuzeit unter die Lupe zu nehmen. Es müsse erlaubt sein, das Buch unabhängig vom Autor zu rezipieren, so Gerd Schwerhoff (Dresden). Gewiss blieben die Vortragenden von der Horizontweite dieses unvollendeten Opus magnum nicht unberührt, aber letztlich ergriffen sie als Fürsprecher, das „f“ in „früher Neuzeit“ groß zu schreiben, beherzt die Gelegenheit, Kittsteiner empirische Unzulänglichkeiten nachzuweisen.

Der kaum mit herkömmlichen Bewertungsmaßstäben der geschichtswissenschaftlichen Zunft zu fassende Geschichtsdenk, dessen originelle Kraft wohl am treffendsten im Büchlein zum Komma auf der Inschrift „SANS, SOU-CI“ an der Fassade des friderizianischen Lustschlosses in Potsdam zum Ausdruck kommt, hatte sich dem durchaus konstruktiven „aber“ der spezialisierten Geschichtsforschung zu stellen. Immerhin kamen Klima-, Hexen-, Astronomie-, Mikro- und Globalisierungsforscher zur frü-

Weltkunstgeschichte

Bildraub

Ziemlich genau zur Halbzeit der Tagung fiel ein Satz, der eigentlich für Empörung hätte sorgen müssen: „Das Problem der Kunsthistoriker: Sie sitzen irgendwo und denken sich was aus.“ Zumindest als kleine Provokation war das von Christian Kravagna, selbst Kunsthistoriker in Wien, wohl gedacht gewesen. Doch im gut gefüllten Hörsaal ließen sich die so Angesprochenen auch dadurch nicht aus der Deckung locken. Spätestens jetzt konnte man sich des Eindrucks nicht mehr erwehren, dass eine ganze Disziplin das Streiten verlernt hatte.

Dabei wollten die Veranstalter vom Ulmer Verein für Kunst- und Kulturwissenschaft mit der Tagung „Universalität der Kunstgeschichte?“ einer brisanten methodischen Herausforderung begegnen. Denn nicht nur durch die sogenannte Bildwissenschaft hat sich der kunsthistorische Gegenstandsbereich zuletzt enorm erweitert. Auch die lange vernachlässigten außereuropäischen Kulturen rücken ins Zentrum des Forschungsinteresses – und mit ihnen eine unüberblickbare Zahl kultureller Artefakte. Am Tagungsort, der Freien Universität Berlin, wurden in den vergangenen Jahren gleich mehrere Professuren für außereuropäische Kunstgeschichte eingerichtet – noch eine Ausnahme in der deutschen Wissenschaftslandschaft. Tobias Wendl, vor Ort zuständig für die Kunstgeschichte Afrikas, skizzierte die Chancen, die sich aus der Nähe zur Ethnologie ergäben. Dazu gehöre die Notwendigkeit, Kunst als nicht nur ästhetisches, sondern auch kulturelles Phänomen zu begreifen.

Gleichzeitig aber muss sich die Kunstgeschichte die Frage gefallen lassen, ob der eigene, meist noch an den Kunstwerken der Renaissance entwickelte Methodenkanon überhaupt geeignet ist, um sich den Artefakten etwa indischer oder zentralafrikanischer Kulturen zu nähern. Was tut man diesen Gegenständen eigentlich an, wenn man sie umstandslos zu „Kunst“ erklärt? Fragen, über die man diskutieren kann und muss, was aber merkwürdigerweise nur selten getan wird.

Erste Ansätze zu einer Weltkunstgeschichte gab es, wie Susanne Leeb (Berlin) zu Beginn ausführte, bereits um 1900, damals auch als Projekt gegen völkische und rassistische Tendenzen in der Kunstwissenschaft. Aber selbst Kunsthistoriker wie Oskar Beyer, der 1923 in „Welt-Kunst“ selbst forderte, „über die Mauern Europas hinauszuspringen“ und einen universalen Kunsthorizont anzuerkennen, kritisierte seine Zeitgenossen dafür, dass sie vielfach nur den Gegenstandsbereich erweiterten, ohne ihre ästhetischen Kategorien zu überdenken. Die Einordnung exotischer Kunstwerke in eine universale Stilgeschichte habe am ehesten noch, so Leeb, einen besseren Verständnis der eigenen Kultur gedient. Wenn sich heute wieder eine „World Art History“ formiere, dann müsse erst einmal gefragt werden, wer daran eigentlich aus welchen Gründen interessiert sei.

In der Ablehnung einer globalen Kunstgeschichte und der Bevorzugung „lokaler Untersuchungen im transkulturellen Kontext“ waren sich alle Teilnehmer ziemlich einig. Vielleicht auch deshalb, weil damit ja eine gute Absicht formuliert ist. Die Sprengkraft jedenfalls, die in Leeb's historischem Abriss lag, verpuffte. Kaum jemand schien es etwa zu stören, dass Margit Kern (Berlin) zwar programmatisch die Untersuchung des Bildgebrauchs forderte und nebenbei das ganze Begriffsfeld der Cultural Studies zündete, an den von ihr untersuchten mexikanischen Steinkreuzen des 16. Jahrhunderts dann aber doch wieder gute alte Ikonologie betrieb. Einzig Victoria Schmidt-Linsenhoff (Frankfurt) war angesichts so mancher postkolonialer Trockenübungen sichtlich irritiert und riet dazu, die Begriffe aus dem Material zu entwickeln und nicht umgekehrt.

Dass Transkulturalität nicht nur eine drittmittelantragskompatible Formel ist, sondern eine Forschungsperspektive, die manche Fragen überhaupt erst zu stellen erlaubt, zeigte dann der Vortrag von Christian Kravagna. Er untersuchte den Fall von Melville Herskovits, der als Sohn europäischer Einwanderer in den vierziger Jahren zum Gründer der African Studies in den Vereinigten Staaten werden konnte. Erst im Umfeld der Harlem Renaissance, so die These, konnte Herskovits seine progressiven Forschungsfragen entwickeln. Kravagna definierte diese erste afroamerikanischen Kunst- und Literaturbewegung, die sich ab 1920 in New York formierte, als kulturübergreifende Kontaktzone, in der Schwarze und Weiße, Tänzer, Schriftsteller, Musiker und Wissenschaftler aufeinandertrafen und sich verschiedenste kulturelle Praktiken überschritten. Ein Umfeld, in dem sich auch der aus Deutschland stammende Maler Winold Reiss bewegte. Er wurde zum Illustrator zahlreicher Publikationen – etwa der vielbeachteten Anthologie „The New Negro“ – und stattete die neue, selbstbewusste Bewegung mit einer eigenen Zeichensprache aus.

Weit entfernt von Stilgeschichte oder Ikonographie schien da am Horizont der Ansatz zu einer kulturhistorisch operierenden, nach lokalen Dynamiken fragenden Kunstgeschichte auf. Das Tagungspublikum ließ sich davon nicht aus der Ruhe bringen. Fragen bezogen meist mit dem Satz: „Das soll jetzt keine Kritik sein.“ Produktiver Dissens klingt anders. JAN VON BREVERN